

Traum oder Albtraum?

—

Praxischock im Praxischeck

(ungekürzte Langfassung)

von Laura Bollack, Miriam Büttner, Andreas Doerne,
Annika Endres, Cordula Fels-Puia, Leonore Gäbel, Lars Ponath

Wir sieben Autor*innen sind Absolvent*innen des Masterstudienganges Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Freiburg. Anlässlich des Heftbeitrages zum Thema *Praxischock* haben wir uns zu einem Schreibkollektiv zusammengefunden. Folgender Text ist die ungekürzte Langfassung des daraus entstandenen schriftlichen Online-Gespräches, das von uns über einen Zeitraum von mehreren Wochen asynchron geführt und bewusst als ergebnisoffenes Experiment gestaltet wurde.

Genauso unterschiedlich wie unsere Persönlichkeiten sich seit dem einige Jahre zurückliegenden Studienende entwickelten, gestalteten sich auch unsere Lebensläufe, Ausbildungen und Übergänge vom Studium in die Praxis. Für manch eine verlief der Übergang reibungslos, für manch anderen hält der Praxischock noch an und manifestiert sich in Momenten der Schockstarre. Unser Schreibgespräch sollte dazu dienen, uns über genau jene individuell verschiedenen Erfahrungen sowie die unterschiedlichen Gedanken zum Thema auszutauschen.

Präludium: Was ist eigentlich ein Praxischock?

- *Leonore*: Eine Bezeichnung für den nicht reibungslosen Übergang von einer gerade durchlaufenen Lebensphase in eine neue unbekanntere Lebensphase.
- *Laura*: Aus einer anfänglichen Schockstarre den eigenen Handlungsspielraum zurückerobern. Und umgekehrt: Sich aus einer dynamischen Offenheit plötzlich in einer starren Enge und Handlungsunfähigkeit wiederfinden.
- *Andreas*: Ein plötzliches Realisieren, dass die Welt da draußen nicht auf mich gewartet hat.
- *Annika*: Die Erkenntnis, dass ich in einem Beruf(szweig) gelandet bin, den ich so eigentlich nie ergreifen wollte.
- *Andreas*: Das Gewahrwerden, in der Ausbildung zu wenig oder das Falsche gelernt zu haben (und somit schlecht auf den Berufsalltag vorbereitet zu sein).
- *Annika*: Ein Moment, in dem man seine eigene Handlungsunfähigkeit erkennt.
- *Andreas*: Die Erkenntnis, die wahren Anforderungen des gewählten Berufs nicht gekannt oder unterschätzt zu haben.
- *Annika*: Der Moment, in dem der Glaube daran zerstört wird, dass man mit Erhalt des Abschlusszeugnisses "fertig" ausgebildet ist.
- *Andreas*: Eine irreführende Konstruktion, die einen falschen Dualismus zwischen Theorie und Praxis als Tatsache setzt, ganz so, als würden beide getrennt voneinander existieren.
- *Leonore*: Das Verlassen der Komfortzone.
- *Leonore*: Die Herausforderung, den richtigen Zeitpunkt für den Übergang zu erkennen und sich (individuell) bestmöglich darauf vorzubereiten.
- *Andreas*: Ein "Kampfbegriff", der benutzt wird, um freie und offene Bildungsräume zu diskreditieren.
- *Cordula*: Ein Zustand, mit dem man konfrontiert wird und auf den die Ausbildung nicht vorbereiten konnte.

Blickwinkel

Kein Praxisschock

Leonore: Meinen Einstieg ins Berufsleben würde ich einen fließenden Übergang nennen. Ich wusste allerdings schon mindestens zwei Jahre vor meinem Masterabschluss, dass ich mich selbstständig machen wollte und habe gezielt darauf hingearbeitet. Da ich in einer Musikerfamilie aufgewachsen bin, hatte ich schon eine gewisse Vorstellung davon, was dafür wichtig ist. Während meines Studiums fing ich an, nebenher zu unterrichten und Muggen zu spielen.

Miriam: Mir ging es ähnlich. Der Übergang vom Studium in den Berufsalltag war fließend, da ich bereits ab meinem 2. Studiensemester eine kleine Stelle an einer Musikschule übernehmen konnte. Für mich war es ideal, parallel zum theoretischen Lernen im Studium Praxiserfahrungen sammeln zu können.

Annika: Mein Übergang in den instrumentalpädagogischen Berufszweig verlief sehr glatt. Bereits zu Schulzeiten unterrichtete ich Klavier, sodass es für mich eine Selbstverständlichkeit war, parallel zum Studium Unterricht anzubieten. Rückblickend fühlte es sich an wie ein gleichmäßiges Hineinwachsen in den Berufszweig.

Andreas: Mir ging es ähnlich: Als ich 13 Jahre alt war, hatte ich meine ersten Schüler. Und diese ersten, frühen, informellen Erfahrungen des Selbstunterrichtens waren sehr wertvoll für mich, denn sie bescherten mir einen reichen Erfahrungsschatz, von dem ich heute noch zehre – vielleicht sogar mehr, als ich dies von meiner musizierpädagogischen Ausbildung an der Hochschule tue. Jedenfalls hat es in mir früh ein bestärkendes Gefühl genährt, dass mein im guten Sinne amateurhaftes pädagogisches Handeln eine positive Wirkung bei anderen entfaltet.

Laura: Ich habe dieselbe Erfahrung gemacht: Bereits zu Schulzeiten unterrichtete ich Klavier und Gesang. Rückblickend hat sich diese Situation des kontinuierlichen Hineinwachsens in das Tätigkeitsfeld im Studium einfach fortgesetzt.

Andreas: Vielleicht ist dieses frühe Teilen des eigenen Könnens mit Anderen (ich glaube nicht, dass es zwingend das Erteilen von formalem Unterricht sein muss) eines der wichtigsten Elemente nicht nur in Bezug auf die Prävention musikpädagogischer Praxisschocks, sondern auf musizierpädagogisches Lernen überhaupt. Wer von uns hat denn noch Erfahrungen in diesem Bereich gemacht?

Annika: Ich denke auf jeden Fall, dass es das Gefühl der Selbstwirksamkeit stärkt. Wenn jemand nach meiner Erklärung etwas kann, was er/sie vorher nicht konnte, liegt zumindest schon mal stark die Vermutung nahe, dass es irgendetwas mit mir zu tun hat. Ich könnte mir vorstellen, dass es gerade auch in jüngeren Jahren einfacher ist, Lernen bei anderen zu beobachten als bei einem selbst. Insofern könnte die Selbstwirksamkeitserfahrung beim (Be-)Lehren anderer vielleicht sogar größer sein als beim eigenen Lernen.

Leonore: Ich habe auch schon zu Schulzeiten einige Klavierschüler (und Nachhilfeschüler in Latein) gehabt. Den Austausch mit den Kindern habe ich sehr genossen, mit der Zeit hat sich bei mir aber das Gefühl eingestellt, dass ich ihnen mit meinen Vermittlungsversuchen nicht vollständig gerecht werde, sodass der Wunsch nach einem Studium, in dem ich mir zum einen mehr Wissen aneignen könnte und zum anderen lernen würde, wie man 'richtig' unterrichtet, immer größer wurde.

Andreas: Aber was genau würdest du als die Quelle für dein heutiges Gefühl ansehen, "richtig" unterrichten zu können? Ist es die Beschäftigung mit musikpädagogischer Theorie im Studium? Oder ist es doch in erster Linie dieses informelle Hineinwachsen ins Unterrichten mit deinen Klavier- und Lateinschülerinnen? Oder ist es beides gleichermaßen? Oder gibt es noch weitere Quellen?

Leonore: Die wichtigste Quelle, die mein pädagogisches Wirken grundlegend verändert hat und für mich heute noch eine wertvolle Bereicherung auch über das Unterrichten hinaus darstellt, ist definitiv die theoretische Beschäftigung mit pädagogischen Themen im Studium (Lernpsychologie, Lern- und Entwicklungsphasen, Ansätze aus der Reformpädagogik) und parallel dazu die Möglichkeit, die gewonnenen Erkenntnisse direkt in die Praxis einfließen lassen zu können. Rückblickend betrachtet war mein erstes Unterrichten von meinen eigenen Erfahrungen als Schülerin geprägt: So wie ich unterrichtet wurde, habe ich es weitergegeben. In Latein hat das ganz gut funktioniert, beim Klavier bekam ich nach und nach ein teilweise bewusstes, teilweise unbewusstes Gefühl: Das kann noch nicht alles sein.

Positiver Praxisschock

Annika: Meinen Berufseinstieg habe ich als eine Art positiven Praxisschock erlebt: Meine Befürchtung, dass mit dem Ende des Studiums das Lernen (wie ich es kenne und schätze) endet, hat sich nicht bewahrheitet. Aktuell arbeite ich unter anderem in einem Berufszweig, dessen berufliches Anforderungsprofil mein Lebenslauf zwar erfüllt, den ich so jedoch nicht studiert habe. Für mich ist diese Situation eine großartige Lerngelegenheit und ich bin glücklich, dass das Lernen nach dem Studium eben gerade nicht aufhört, sondern dass sich mein Horizont (dank eines Fehlers im System) in eine ganz andere Richtung erweitern darf.

Laura: Das kann ich bestätigen. In meinem Berufsalltag denke ich mich regelmäßig in neue Situationen ein, entdecke und lerne Neues. Verändert hat sich dabei nur, dass ich formal nicht mehr in der Rolle der Lernenden bin.

Andreas: Das ist aber auch eine Haltung, die man sich erst einmal aneignen muss: sich darüber zu freuen, weiterlernen, sich weiter bilden (nicht: weiterbilden!) zu dürfen. Denn ein Sich-Bilden in Freiheit ist ja eine der schönsten und anregendsten Tätigkeiten, mit denen man sein Leben verbringen kann. Meine eigene, persönliche Selbstwahrnehmung ist entsprechend mehr und mehr die, dass ich mich als zunehmend kompetenter *Lernender* in dieser Welt empfinde und eigentlich auch gar nichts anderes mehr sein will. Diese Selbstwahrnehmung beißt sich allerdings spürbar mit meinem Beruf des Pädagogen und der damit einhergehenden Rolle als *professioneller Lehrer* – was auch immer das jenseits von institutionell-formalen Unterrichtskontexten bedeuten soll. Lange Rede, kurzer Sinn: Mein aktueller, zweiter Praxisschock besteht darin, mich aus dem Bereich der professionellen Lehrpraxis wieder in den Bereich des Lernens zu begeben, nur jetzt eben nicht mehr in Gestalt einer mir von einer Institution künstlich zugewiesenen Rolle eines Schülers – so wie du, Laura, es auch beschreibst. Auf gewisse Art und Weise empfinde ich mich in meinem Leben erst jetzt als ein Mensch, der sich selbst bildet. Und ich genieße das über alle Maßen! Ist das irgendwie nachvollziehbar für euch?

Cordula: Das ist definitiv nachvollziehbar und sehr spannend von dir zu lesen, Andreas. In meinem Bachelorstudium habe ich mich intensiv mit frühkindlicher Bildung auseinandergesetzt. In den ersten Jahren eines Kindes ist es ja genauso wie du es beschreibst: Kinder machen sich ganz selbstständig ihre Welt zu eigen, erkunden, entdecken und bilden sich weiter – natürlich auch mit der Hilfe von Außenstehenden, aber vor allem auch ganz allein aus sich selbst heraus und in ihrem eigenen Tempo. Das ist so eine wichtige Erfahrung, die eigentlich viel länger dauern müsste. Mit dem Eintritt in die Schule und dem weiteren institutionellen Weg ist das meiste Lernen allerdings vorbestimmt. Erst nachdem man den vorbestimmten Bildungsweg 'genossen' hat (Schule, Ausbildung, Studium) kann man sein Lernen wieder selbst in die Hand nehmen und sich daran erfreuen, im besten Fall lebenslang weiterhin Neues zu entdecken und seinen Horizont zu erweitern, so wie auch ihr es beschreibt, Annika und Laura. Ist es denn schlimm, als *professioneller Lehrer* weiter zu lernen und das auch ehrlicherweise seinen Studierenden und Schüler*innen offen zu kommunizieren oder sogar gemeinsam mit ihnen in einen Lernprozess zu treten? Könnte man so nicht auch Vorbild sein, und kann man also nicht zeitgleich beides sein, Lehrer und Lernender?

Andreas: Ja, absolut! Das sehe ich genauso. Die einzige wirklich ins Gewicht fallende Hürde ist jedoch, dass einem für das eigene Lernen nur noch wenig Zeit und Muße bleibt, wenn man in eine formale Lehrtätigkeit eingebunden ist. Denn das eigene Lernen wird normalerweise nicht als integraler Bestandteil der beruflichen Tätigkeit eines Lehrers betrachtet. Es ist sozusagen nicht in die Nettoarbeitszeit "eingepreist", sondern muss neben der Lehrtätigkeit stattfinden.

Bei Festanstellungen an einer Musikschule ist das interessanterweise im Ansatz nicht der Fall, denn innerhalb der sogenannten Zusammenhangstätigkeiten ist auch ein kleines Zeitkontingent für das eigene Üben vorgesehen. Da dieses eigene Üben jedoch normalerweise zeitlich und räumlich von der eigenen Lehrtätigkeit getrennt wird (es findet nicht *in* der Musikschule statt, sondern zu Hause, wo es niemand mitbekommt), ist das eigene Lernen de facto eine Tätigkeit, die man neben der eigentlichen Arbeit privat für sich ausübt.

Leonore: Eure Ausführungen kann ich gut nachvollziehen. Gerade diese Diskrepanz zwischen dem Mensch, der als lernendes Wesen auf die Welt kommt und sich auch dadurch als lebendig erfährt, und den Bildungsinstitutionen, die sich das Lernen auf die Fahne schreiben, dabei aber vorher festlegen, wer lernen darf (und oft auch *wie* und *wann* zu lernen ist) und dabei Gefahr laufen, die natürliche Begeisterung, Lebendigkeit und Neugierde jedes Einzelnen einzuschränken oder manchmal komplett zu blockieren, beschäftigt mich schon seit einiger Zeit.

Es gibt kaum eine Unterrichtswoche im Jahr, in der ich die von dir, Cordula, beschriebenen Auswirkungen des vorbestimmten Lernens auf die Selbständigkeit nicht an meinen SchülerInnen beobachte: Die Vielzahl an Klausuren, Referaten und Hausaufgaben sind für viele Kinder eine immense zeitliche und mentale Herausforderung, die mit zunehmendem Alter stetig wächst. Spätestens wenn sie die weiterführende Schule besuchen, verlieren viele ihre Fantasie und Eigenständigkeit. Das äußert sich im Klavierunterricht durch eine Haltung seitens der Schüler, die mir suggeriert: "Sag mir, was ich machen soll" oder auch "Heute bitte nichts Anstrengendes". Durch die ständige Benotung in der Schule entsteht für einige Schüler ein großer Druck, der dazu führt, dass sie andere Interessen zurückstellen müssen.

Lars: Ich spüre ein Spannungsverhältnis zwischen Schule und Musikschule, das sich in den Worten Pflicht und Freizeit widerspiegelt. Dabei findet von beiden Institutionen aus ein Ringen um die Zeiteresourcen der Schüler statt. In meiner Wahrnehmung gibt es nur wenige Wochen im Jahr, in denen Kinder und Jugendliche schulisch nicht übermäßig eingespannt sind und entsprechend wirklich Zeit zum Spielen ihres Instrumentes haben.

Ich würde mir wünschen, dass Schulen, Musikschulen, Kunstschulen und Sportvereine als gleichberechtigte Institutionen verstanden würden, die spezielle Lernerfahrungen anbieten. Wenn das der Ausgangspunkt wäre, würde der Ort zweitrangig werden, an dem eine Lernerfahrung gemacht wird. Das wichtigste wäre dann, dass eine Schülerin interessenbezogene Lernerfahrungen macht!

Leonore: In diesem Kontext frage ich mich, wie es kommt, dass das Lernen auf einmal zu einem Müssen oder aber zu einem Luxusgut wird? Wieso kann die Arbeit (in unserem Fall in Bildungseinrichtungen) nicht das Weiterlernen aller Beteiligten ermöglichen und fördern? In einem Buch bin ich auf ein Plädoyer für eine Schule für „herzbasiertes Lernen“ gestoßen. Beim Lesen ist in mir ein inneres Bild von einem Lerncampus entstanden, auf dem ich gerne wirken würde. Dieses Bild lässt mich seitdem nicht mehr los. Gerne würde ich es mit euch teilen und euch fragen, ob ihr auch eine innere Traum- oder Wunschvorstellung von eurem Wirken in der Welt habt?

Dafür habe ich unten bei "Visionen" ein neues Thema eröffnet.

Annika: Ich möchte gerne noch einmal ein paar Schritte zurückgehen und einen Gedanken ergänzen. Mich lässt die Frage nicht los, was man selber alles für sich tun kann, wenn man sich selbst erst einmal als einen lebenslang lernenden Menschen begriffen hat. Damit meine ich nicht, dass die oben genannte Kritik an bestehenden Institutionen hilflos wäre und jede/r nur für sich selbst verantwortlich ist. Vielmehr empfinde ich es als zwei Seiten derselben Medaille, das System zu ändern und gleichzeitig

die Menschen darin zu bestärken, sich eigene Lernherausforderungen zu suchen – auch im Sinne einer Vorbereitung auf kommende Veränderungen. Dieser Punkt ist für mich unumgänglich, damit sich Menschen mehr zutrauen, sie mutiger und befreiter agieren und dadurch überhaupt erst in die Lage versetzt werden, Neuerungen willkommen zu heißen oder sogar proaktiv zu befördern. In meinem Fall war es ja so, dass ich mir aus Angst vor Stagnation bewusst eine Herausforderung gesucht habe und im Nachhinein sehr froh darüber bin, diesen Schritt getan zu haben. Ich würde gerne viel mehr Menschen zu solchen Schritten ermutigen, weil ich sie als so positiv erlebt habe, und ich frage mich, wie man das am sinnvollsten machen kann.

Leonore: Da stimme ich dir voll zu: Meine SchülerInnen zu stärken, sie zu ermutigen und ihnen vorzuleben, sich bewusst Herausforderungen zu suchen, empfinde ich als eine meiner wichtigsten täglichen Aufgaben. Mir ist es auch wichtig, ihnen im Unterricht zu kommunizieren, dass auch ich Fehler mache, dass auch ich jeden Tag hinzulerne, dass letztendlich der einzige Vorsprung, den ich ihnen voraus habe, jene ca. 20 Jahre Lebenserfahrung und Übezeit sind. Außerdem baue ich regelmäßig Reflexionsphasen in meinen Unterricht ein, in denen wir gemeinsam Lernfortschritte, aber auch Schwierigkeiten besprechen. Denn Fehler oder Misserfolge sind einfach nur menschlich und gehören zum Lernen dazu. Meine Hoffnung ist, dass meine SchülerInnen nach und nach immer mehr Vertrauen in ihre Fähigkeiten entwickeln, wenn sie merken, dass sie Hürden erfolgreich gemeistert haben und sich so trauen, auch in Zukunft neue Herausforderungen anzunehmen.

Schockstarre

Cordula: Ein Praxisschock ist bei mir durchaus aufgetreten. Die unbefangenen Ideen, die ich während meines Studiums erfahren habe und ausprobieren durfte, und der Wunsch nach innovativer Musikvermittlung weisen in manchen Bereichen meines Berufsfeldes eine Diskrepanz auf. Viele Abläufe und Strukturen in einem großen Konzertbetrieb sind vorbestimmt und können Innovation im Berufsalltag erschweren. Natürlich ist es nicht unmöglich, außergewöhnliche Ideen und neue Musikvermittlungsformate umzusetzen und zu etablieren, aber der Weg ist zuweilen steinig, und man benötigt einen langen Atem.

Andreas: Diesen Aspekt finde ich spannend, nämlich dass die Berufspraxis nicht in erster Linie mehr und/oder anderes von einem fordert, als das, was man aus der Hochschule mitbringt, sondern dass die vielen und vielfältigen Anregungen, die man aus der Hochschule mitgenommen hat, in der Berufspraxis Gefahr laufen, zu verkümmern, weil es kein Anwendungsfeld für sie gibt. Die Berufspraxis wäre aus dieser Sicht eine dramatische Verengung des weiten Feldes, das man während des Hochschulstudiums begonnen hat zu erahnen. Und der Praxisschock bestünde in eben dieser plötzlichen Erkenntnis, nämlich dass ab jetzt die "Welt" nicht größer, sondern kleiner wird.

Cordula: Hier stimme ich dir nur in Teilen zu, denn ich würde nicht sagen, dass die Anregungen und Impulse aus dem Studium verkümmern. Die sitzen tief und man wartet nur auf die perfekte Gelegenheit, sie anzubringen und durchzusetzen. Ich persönlich schätze durchaus, dass ein schockartiger Übergang in das Berufsleben glimpflich verlaufen kann. Man sollte das Studium für sich nutzen, alle Bereiche kennenlernen und ausreizen, sich allerdings keiner Illusion hingeben und realistisch bleiben.

Andreas: Die Aufforderung, realistisch zu bleiben, hat ja aber auch zwei Seiten: Positiv gewendet bewahrt sie einen vor unnötigen Energie-Investments und wahrt den Bezug zum vermeintlich echten Leben. Zum anderen kann sie aber auch zur Folge haben, dass man gar nicht erst versucht, sich selbst (und Anderen) gedankliche Möglichkeitsräume zu erschließen, die sich zunächst eben nicht an der Realität draußen orientieren, sondern sich ihr bewusst entziehen. Dieses Denken in Möglichkeitsräumen zu üben und zu pflegen halte ich für eine zentrale Voraussetzung, dass etwas Neues entstehen kann.

Cordula: Ja, das ist absolut richtig. Beide Blickrichtungen erkenne ich bei mir auch wieder, und ich empfinde es oft als schwierig, das richtige Maß zu finden.

Lars: Wenn ich euch richtig verstehe, dann ist das Vorstellen und Erschließen von Möglichkeiten zunächst nur eine Denkübung. Sie erfordert Offenheit und ein gewisses Maß an Anstrengung, kann aber eigentlich jederzeit trainiert werden. Deswegen bräuchte es zunächst kein richtiges Maß zwischen beiden Perspektiven, sondern eine Haltung sich seine Offenheit für ein Anderes zu bewahren – zunächst losgelöst von den Erfordernissen einer tatsächlichen Umsetzung beziehungsweise dem unbedingten Willen dazu.

Cordula: Ich finde es schwierig, sich ganz losgelöst von jeglichem Willen zur Umsetzung neue Möglichkeitsräume zu erschließen. Mir persönlich fällt es schwer, alte Muster zu durchbrechen, wenn ich kein Licht am Ende des Tunnels sehe. Ein bloßes Gedankenspiel oder eine Denkübung können zwar auch mal bereichernd sein, aber bleiben ja dann immer nur eine Vorstellung in einer gedachten Blase.

Lebens(alb)traum

Miriam: Schockierend fand und finde ich vor allem, dass sich viele Studierende während ihres Studiums der Illusion hingeben, die Welt da draußen warte nur auf sie und wenn sie eines Tages fertig wären, fiel ihnen ihr Traumjob in den Schoß. Aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen würde ich sagen: Von nichts kommt nichts! Wer sich während des Studiums nicht bereits um Schüler bemüht, wird nach Beendigung des Studiums höchstwahrscheinlich nicht sofort welche haben.

Annika: Ich stimme dem nur ungern zu, da ich die "Blase", in die man im Studium abtauchen konnte, auch sehr geschätzt habe. Wann sonst hat man die Möglichkeit, sich mit so viel potenzieller Unterstützung selbstgewählten Themen zu widmen?

Unabhängig von Realismus und Praxisnähe kann es viele weitere Gründe geben, Musik zu studieren. Ich glaube, wenn man jedem Musikstudierenden die Tätigkeit des Unterrichtens schon zu Beginn des Studiums als verbindlichen Lebensraum unterstellte, täte man vielen von ihnen Unrecht. Vielleicht ist das Problem letztlich auch, dass sie aufgrund der Gegebenheiten auf dem Arbeitsmarkt schlussendlich in der Situation landen, unterrichten zu müssen. Dann ist der Schock vielleicht gar nicht die Praxis, sondern die unerwünschte Realität, in der man sich plötzlich befindet, so eine Art wahr gewordener Lebensalbtraum.

Lars: Ich erinnere mich, dass uns im Bachelorstudium nur zwei Berufsperspektiven vorgelebt wurden: zum einen das Konzertieren (Künstler sein), zum anderen das Unterrichten (Lehrer sein). Die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten wurde hierdurch nicht abgebildet. Der Grund für das Musikstudium ist bei vielen Studierenden vermutlich gleich und eindimensional. Wenn es während des Studiums dabei bliebe, spräche das nicht für die Ausbildung. Dass der Arbeitsmarkt als letzten finanziellen Ausweg nur das Unterrichten zulässt, kann ich nicht bestätigen. Fraglich ist, ob das den Studierenden aufgezeigt wird, damit sie sich gezielt darauf vorbereiten können, berufliche Perspektiven nach ihren Interessen und Neigungen zu entwerfen, um eben nicht in einem Lebensalbtraum zu enden.

Annika: Ich weiß nicht, ob ich deiner Annahme eines allgemein vorhandenen eindimensionalen Beitrittswunsches in die Musikhochschule zustimme. Es wäre interessant, diese Beobachtung empirisch zu überprüfen. Ich stimme dir allerdings dahingehend zu, dass das potenzielle Berufsfeld klarer aufgezeigt werden könnte – samt der vielen Möglichkeiten zum Wechseln oder Abzweigen. Diejenigen, die jenseits des Unterrichtens oder Künstlerdaseins tätig sein möchten, könnten hierdurch besser unterstützt werden.

Ein interessanter Punkt, auf den ich noch hinweisen möchte: Der polyvalente Lehramts-Bachelor an der Hochschule für Musik Freiburg denkt solche Abzweigungen aktuell schon mit. Dem Namen entsprechend gibt es mehrere Abschlussmöglichkeiten für ein und denselben Studiengang, sodass man je

nach Profil entweder in den Lehramts-Master, in einen musikbezogenen oder einen ganz anderen nicht-konsekutiven Master an der Uni wechseln kann. Das finde ich großartig, denn es ermöglicht Studierenden, einen ganz individuellen Bildungsweg zu entwerfen.

Innovation versus Adaption

Lars: Mich schockieren Denkmuster, die meiner Wahrnehmung nach bereits überholt sind. Außerdem fehlen mir im Arbeitsumfeld oft die geeigneten Strukturen, um Neues auszuprobieren, was schnell zu Frustration führt. Die Ursachen sind vielfältig und situationsabhängig unterschiedlich zu bewerten. Es bleibt aber festzuhalten, dass es dennoch Möglichkeiten zur Veränderung gibt. Letztendlich konzentriere ich mich auf das Kerngeschäft. Der Kern meiner Arbeit liegt in der musikalischen Begegnung mit anderen. Das macht die meiste Freude aus.

Andreas: Wenn ich dich richtig verstehe, hieße das, dass der Schock beim Übergang ins Berufsleben an einer Institution darin bestehen kann, zu sehen, wie rückständig beziehungsweise antiquiert sich die Kultur innerhalb dieser Institution, vielleicht sogar die Institution als Gesamtheit anfühlt, und intuitiv zu spüren, dass man daran wenig bis nichts ändern kann. Man wird in eine dilemmatische Situation geworfen: entweder anpassen oder leiden. Ersteres führt in eine graue, von Idealen befreite Gleichgültigkeit, Letzteres in den Burn Out.

In meiner eigenen Arbeit an der Hochschule ist die Begegnung und das Zusammenarbeiten mit den Studierenden (meistens) wirklich großartig und erfüllend. Das betrachte auch ich als mein "Kerngeschäft". Mir sind an der Institution Hochschule allerdings schon viele innovative Leute begegnet, die aufgrund schlechter Erfahrungen mit dem Einbringen neuer Ideen einen Rückzug auf ihre eigene kleine Kerngeschäft-Insel vollzogen haben und dort auch gut leben und arbeiten können. Allerdings gehen genau jene Leute dann dem System als Veränderungsfaktor verloren. Und am Ende bleibt alles so, wie es schon immer war.

Laura: Das kann ich bestätigen, Andreas. In meiner Arbeit an der Hochschule empfinde ich die Begegnungen und das Zusammenarbeiten mit den Studierenden als gewinnbringend. Innovation begegnet mir hier vor allem in den eigenverantwortlich gestalteten Projekten der Studierenden.

Andreas: Offenbar ist der Wunsch nach Veränderung, nach Praxisexperimenten, nach neuen Formen des Musizierenlernens und der Gestaltung von musizierbezogenen Lernumgebungen zumindest in unserem kleinen Kreis durchaus vorhanden. Aber viele von uns machen die Erfahrung, dass es irrsinnig viel Kraft kostet, auch nur einen kleinen Teil dieser Veränderung in die Tat umzusetzen. Der Praxischock würde in diesem Fall also darin bestehen, dass man mit viel Idealismus und neuen spannenden Ideen aus der Hochschule herauskommt und relativ schnell merkt, dass dieser Idealismus und die neuen Ideen auf wenig Gegenliebe oder – schlimmer noch – auf Gleichgültigkeit stoßen. Was denkt ihr?

Cordula: Das Bedürfnis nach Veränderung und der Wunsch, neue Ideen zu verwirklichen, ist definitiv groß, nach dem Studium erst recht. Allerdings wird innovativen Projekten oft mit Skepsis begegnet, weil man sich auf unbekanntes Terrain begibt, bei dem offen bleibt, was dabei herauskommt. Häufig ist es sogar so, dass man gar kein klar definiertes Ziel vorwegnehmen könnte, selbst wenn man es wollte – ganz getreu dem konfuzianisch inspirierten Musikvermittlungsmotto "Der Weg ist das Ziel". Möglicherweise begründet sich durch diese fachimmanente Unsicherheit die latente Abwehrhaltung, der fehlende Mut oder die mangelnde Gegenliebe des Kollegiums, dem Ganzen eine Chance zu geben. Auf absolute Gleichgültigkeit bin ich allerdings noch nicht gestoßen.

Eher sehe ich die Gefahr, dass sich bei einem selbst eine gewisse Gleichgültigkeit einstellt, wenn man merkt, dass der eigene Idealismus Gefahr läuft zu schwinden, weil neue Ideen nur erschwert oder gar nicht umgesetzt werden. Von mir kann ich behaupten, dass ich nach dem Studium sehr viel mehr wollte, als es die Strukturen und Rahmenbedingungen großer Institutionen zugelassen haben. Eine

sorgfältige Analyse dieser Strukturen hat mir sehr geholfen, sie kann bei der Rechtfertigung und Etablierung neuer Projekte nicht schaden. Wenn mich die manchmal sperrigen Gegebenheiten wieder einmal belasten, werde ich mir den Satz von dir, Lars, auf die Fahnen schreiben: Die musikalische Begegnung macht die meiste Freude aus – egal wie, und koste es was es wolle.

Annika: Im Kontext von Schule und Referendariat habe ich die Beobachtung gemacht, dass vor allem Menschen, die eine höhere Position einnehmen, eigentlich erstaunlich zufrieden mit dem System sind oder es doch zumindest sehr bequem finden. Da fielen schon einmal Sätze wie "... und dann die Referendar*innen, die immer meinen, sie müssten die Welt verändern! Die sollen doch erst einmal lernen, wie's geht." – und zack, auf Linie gebracht. Neuen Ideen wird von vornherein aufgrund der noch nicht vorhandenen Praxiserfahrung unterstellt, dass sie nicht gut sein können. Außer Acht gelassen wird dabei die eigene 13-jährige Schulerfahrung. Gut ist, was sich bereits bewährt hat – ohne Hinterfragen oder Einkalkulieren des Wandels von Zeit und Welt.

Leonore: An deinem Beispiel, Annika, zeigt sich auch eine grundsätzliche Haltung: Die Menschen sind dazu da, das System zu bedienen und nicht andersherum. Ist das vielleicht ein Knackpunkt, der unser Denken inzwischen dermaßen beeinflusst, dass wir neue Ideen erst gar nicht mehr ausprobieren, sondern sie schon vorher abwerten, abtun oder zumindest verkümmern lassen?

Andreas: Das grundlegende Problem ist – glaube ich –, dass der Status Quo fast nie einem Rechtfertigungszwang oder auch nur Rechtfertigungsdruck ausgesetzt ist, sondern dies immer nur diejenigen Menschen trifft, die etwas verändern wollen. Ich würde mir tatsächlich wünschen, dass sich beide Seiten gleichermaßen eine Art Rechtfertigungsselbstverpflichtung auferlegen. Dann müsste man nicht so viele nutzlose Diskussionen darüber führen, ob Veränderung sinnvoll ist, sondern könnte sich auf die Beantwortung der Frage konzentrieren, wie Veränderung sinnvoll gestaltet werden kann.

Annika: In Anknüpfung daran: Mir berichtete jemand von einem Vorgesetzten, der nach der Vorstellung einer neuen Idee fragte: "Und warum haben Sie das nicht schon längst ausprobiert?". Diesen Satz wünsche ich uns öfter.

Allerdings, das bleibt ja durchaus zu betonen, hat die Corona-Pandemie bei vielen "Bewahrern" ein Umdenken oder zumindest ein temporäres "Um-Handeln" erzwungen, was bekanntlich unterschiedlichste Reaktionen hervorgerufen hat: von der völligen Schockstarre und Handlungsunfähigkeit, über eine anhaltenden Überforderung, bis hin zu einem vorsichtigen Ausprobieren oder sogar einer Art Kreativitäts-Boost war alles dabei. Wahrscheinlich hat so manche/r von uns selbst einige dieser Phasen durchlebt. In puncto Innovation und Adaption würde mich diesbezüglich sehr interessieren, was nach dieser erzwungenen Innovationsphase tatsächlich bleibt (oder ist es eher eine Adaption an die Umstände?), und bei wie vielen Leuten der Zwang vielleicht gerade die gegenteilige Reaktion hervorgerufen hat, nämlich die Flucht zurück auf bekanntes Terrain.

System versus Mensch

Leonore: Nach meinem Studium hatte ich eine Bewerbung an einer Musikschule nicht vollkommen ausgeschlossen, spürte in mir aber einen großen Drang nach Freiheit sowie den Wunsch, die vielen pädagogischen und methodischen Inhalte aus dem Studium ohne irgendwelche Einschränkungen anzuwenden und mir zu eigen zu machen. Ich wollte mich ausprobieren und mich beweisen.

Andreas: Was genau hättest du als Einschränkung empfunden?

Leonore: Zu den Einschränkungen zählen für mich eine unattraktive Bezahlung, mangelnde Jobsicherheit, räumliche Unflexibilität, schlechte Ausstattung und die meist unbefriedigende Qualität der vorhandenen Klaviere oder Flügel. Ich wollte mich nicht an ein System binden, das in meinen Augen

überholt ist und mich eher zwingt, mich mit den Einschränkungen zu arrangieren. Anstelle dessen würde ich lieber herausgefordert werden, aktiv an Verbesserungen mitzuarbeiten.

Cordula: Sich hierarchischen Strukturen unterordnen zu müssen, fällt auch nicht immer leicht, gehört aber in manchen Bereichen meiner Arbeit leider dazu. Oft ist die fachliche Expertise nicht allein ausschlaggebend für die Umsetzung von Projekten. Das ist eine harte Einsicht.

Annika: Nach einem Masterstudium in gedanklicher Freiheit war für mich die Enge des Referendariats kaum zu ertragen. Schockierend war nicht die Interaktion mit den zuweilen schwer pubertierenden SchülerInnen, denn die gaben auch oft genug Anlass zum Schmunzeln. Als eigentlichen Knackpunkt empfand ich mein plötzliches Eingegliedertsein in ein stark hierarchisches, sich selbst erhaltendes System. Selten wurde ich mit so vielen Regeln überhäuft, deren Sinnhaftigkeit zu hinterfragen oft ein schmerzhafter Prozess war, weil Regeln in der Regel auf Richtlinien basierten, gegen deren beamtenrechtlich starre Vorgaben auch ein noch so sinnvolles Argument nicht ankam. Ich musste lernen, dass manchmal alle guten Gesprächs- und Argumentationsstrategien der Welt nicht helfen, weil Dinge an anderer Stelle beschlossen werden.

Miriam: Ich erlebe das Kollegium an meiner Musikschule zuweilen eher als eine Art Rückzugsort. Man hat Menschen um sich herum, mit denen man in Austausch und Kooperation treten kann. Natürlich geht das nicht mit allen Personen in allen Strukturen gleich gut. Aber grundsätzlich schätze ich es schon sehr, dass man vom Nachbarzimmer Klänge hört und Kollegen auf dem Flur oder im Sekretariat begegnet. Das fühlt sich dann nicht so sehr nach Einzelkämpfertum an.

Lars: Ein Kollegium kann als Unterstützung dienen, aber auch gleichzeitig neuen Ideen die Umsetzung verwehren. Wenn nun alles kulturelle und somit auch alle institutionalisierten Strukturen von Menschen erdacht und umgesetzt wurden, dann steht und fällt alles mit dem „richtigen“ Personal. Kann eine Institution an sich dann überhaupt antiquiert oder modern sein? Sind es nicht vielmehr die Mitglieder, die darin tätig sind, oder werden die Mitglieder durch die vorherrschenden Strukturen geformt?

Andreas: Ich denke, es ist beides: Zum einen formen die Mitglieder, die eine bestimmte Art des Miteinanders innerhalb einer Institution leben, die Institution. Zum anderen formen die organisatorischen und strukturellen Dinge, die jede Institution mit sich bringt – sozusagen das Betriebssystem des Ganzen –, die Mitglieder. Zu Letzterem zählen beispielsweise institutionseigene formale Hierarchien, Entgeltsysteme an einer Musikschule oder das Design eines Studienganges an einer Hochschule.

Lars: Ich frage mich, ob es ein konstruiertes Betriebssystem überhaupt gibt. Ich denke an eine Ur-Musikschule, die aus einer Kultur, also durch das Handeln, Denken und Arbeiten von Menschen, erschaffen wurde. Demnach gab es eine Art natürliches Regelsystem der Ur-Musikschule, das aber nur die damalige Kultur der Menschen abgebildet hat. Jetzt stelle ich mir die Frage, ob die Institution Musikschule nicht deswegen auf die Kultur der Menschen reagieren müsste. Oder ob es einen Zeitpunkt in der Geschichte gab, in der sich das Verhältnis zwischen „Wer gibt vor“ und „Wer folgt der Vorgabe“ umgedreht hat. Bildet die Institution noch immer die Kultur ab, die an sie herangetragen wird?

Andreas: Ein spannender Gedanke! Ich glaube, dass mehr oder weniger jede Institution genau diese Dynamik durchlebt: von der institutionellen Konsolidierung einer lebendigen Kultur hin zu einer verhärteten und veränderungsscheuen Struktur, die nicht mehr in organischer Wandlung begriffen ist. Daher finde ich, dass jede neu gegründete und auch jede bereits existierende Institution sich zwingend ein realistisches(!) „Mindesthaltbarkeitsdatum“ setzen müsste, ab dem sie sich einfach von selbst auflöst – sozusagen einen einprogrammierten Todestag. Wenn sie dann von vielen Menschen immer noch als prinzipiell sinnvoll und erhaltenswert angesehen würde, müssten eben jene Menschen die

Institution wieder neu gründen (und im Zuge dieser Neugründung alles Vorhandene auf den Prüfstand stellen).

Lars: Genauso wie man im Frühjahr seinen Kleiderschrank aufräumt.

Visionen

Für eine Kultur des Austauschs

Laura: Prägend für mich war der mit dem Umbruch vom Studium in den Beruf verbundene Verlust meiner sozialen und infrastrukturellen Basis, die das universitäre Umfeld lange Zeit geboten hatte. Zwei Aspekte waren hierbei bedeutsam: zum einen das Wegfallen der durch die Musikhochschule zur Verfügung gestellten Infrastruktur (zum Beispiel Räumlichkeiten zum Proben, eine Vorstrukturierung des Alltags), zum anderen das Wegfallen der Möglichkeit eines regelmäßigen, informellen Austauschs über gemeinsame Projekte und Ideen. Mit dem Ende des Studiums haben sich für mich zudem die Gelegenheiten deutlich reduziert, mich mit Menschen auszutauschen, die Gleiches oder zumindest Ähnliches tun. Jeder Austausch über Ideen und Projekte erfordert im laufenden Berufsalltag einen hohen Anteil an Eigeninitiative sowie daraus resultierend große Zeitressourcen. Sich das musikalische Umfeld eines informellen Austauschs über Ideen und Projekte im Beruf zu erhalten beziehungsweise neu zu schaffen, ist harte Arbeit. Hätte man mich während des Studiums gefragt, was mir nach dem Studium am meisten fehlen würde, hätte ich das soziale und strukturelle Umfeld sicherlich nicht genannt.

Annika: Der soziale Verlust verstärkt sich noch zusätzlich, wenn man nach dem Studium in eine andere Stadt oder gar ein anderes Land umzieht.

Cordula: Dafür bin ich wohl ein gutes Beispiel. Die sozialen und beruflichen Kontakte sowie die Freundschaften, die sich während des Studiums zusammengefügt haben, existieren bei mir zwar immer noch und ich genieße den Austausch mit diesen mir vertrauten Menschen sehr. Aber gemeinsam an Projekten zu arbeiten oder Ideen städteübergreifend umzusetzen, gestaltet sich dann doch schwierig. Sicherlich gibt es auch in München Gleichgesinnte für mich. Aber so einfach wie es im Hochschulrahmen war, eine verwandte Gesinnung unter Kommilitonen herauszufinden, ist es im Berufsleben nicht mehr. Vor allem in unserem Austausch zu diesem Thema fühle ich mich in die Zeit des Studiums zurückversetzt. An der Hochschule waren solche Situationen des Austauschs natürlich leichter herzustellen.

Andreas: Spannend! Diese Erfahrung kenne ich auch sehr gut. Sobald man ins Berufsleben eingetreten ist, wird Zeit und Gelegenheit zum Luxus, gemeinsam mit anderen Menschen über eigene, noch nicht Wirklichkeit gewordene Ideen zu sprechen und sich in diesen Zusammenkünften gegenseitig auf vielfältige Art und Weise zu inspirieren. Das Ergebnis ist leider häufig, dass kontinuierliche Weiterentwicklung, Veränderung und Innovation (der Menschen *und* der Institutionen) das Erste ist, was auf der Strecke bleibt.

Hochschule wiederum ist im Idealfall ein Ort, der genau das bieten kann: einen Raum für gegenseitige Anregung und Inspiration! Und Hochschulen könnten einen solchen Raum eigentlich auch für junge Alumni zur Verfügung stellen, oder?

Lars: Ich wünsche mir eine Art "Failing-Seminar", im besten Sinne. In dieses Seminar würde man Menschen einladen, die Musik studiert oder in einem musikalischen Beruf gearbeitet haben und jetzt aber einer völlig anderen Beschäftigung nachgehen. Sie könnten von ihren Erfahrungen mit dem Prozess der Entscheidungsfindung für oder gegen die Musik berichten und Perspektiven aufzeigen. Das könnte Studierenden einen Überblick über die Vielzahl an musikbezogenen Berufen verschaffen und auch Möglichkeiten aufzeigen, die nicht zwangsläufig im musikbezogenen Bereich liegen.

Miriam: Ich fände ein solches Seminar vor allem zeitnah zum Studienende sinnvoll. Ich stelle schockiert fest, dass ich, als ich fertig war, gedacht habe: Wenn mich jetzt jemand fragte, wie ein ideales Musikstudium aussähe, könnte ich Tausend und eine Sache darüber erzählen und ein ausgewogenes Bild von Vor- und Nachteilen zeichnen. Bereits fünf Jahre nach Studienabschluss weiß ich jedoch nicht mehr, was genau ich damals dachte und weitergeben wollte.

Nachklingende Ausbildungsinhalte

Leonore: Meine Ausbildung im Master habe ich als gewinnbringend empfunden. Durch den Input und unseren regen Austausch bin ich selbstbewusster geworden, sodass ich meine persönliche Meinung überzeugt vertreten und diskutieren kann. Wenn ich träume, dann verschwimmen die Grenzen und Abgrenzungen zwischen Studium und Berufsalltag, sodass sich die Ausbildung zwangsläufig mit dem Arbeitsumfeld verändert.

Cordula: Das geht mir genauso. Während meines Master-Studiums haben sich mein Horizont und meine Persönlichkeit durch neue Inputs, neue Herangehensweisen und die Freiheit, Dinge ausprobieren zu können, weiterentwickelt. Zu Beginn meines Bachelor-Studiums lag mein Fokus noch vornehmlich auf dem Klavierspielen. Besser, schneller, souveräner! Schwierig war es, mich aus dieser anfänglichen Mühle zu befreien, mich nicht beirren zu lassen und meine wirkliche Leidenschaft für Musikvermittlung herauszufiltern.

Annika: Sicherlich kommt es sehr auf die Studienrichtung und die Lehrenden an. Im Musikstudium sind die Lehrenden-Lernenden-Beziehungen so eng, dass man sich davon kaum jemals wird freimachen können. Ich hatte teilweise so viele Lehrende gleichzeitig, dass ich die Eindrücke manchmal kaum verarbeiten konnte. Mitunter kann man sich ja vor Meinungen und meinungsstarken Persönlichkeiten kaum retten. Hierdurch konnte ich aber Perspektiven ausprobieren und mir diejenigen aussuchen, die ich musikalisch, pädagogisch und menschlich am ehesten selbst vertreten konnte. Im Nachhinein habe ich, so glaube ich, einfach viel „gepuzzelt“ – mir Sachen angehört, sie durchdacht und je nach Passung übernommen oder verworfen.

Laura: Was du schreibst, Annika, geht mir ähnlich. Auch ich profitiere immer noch von der Vielzahl an Meinungen und Eindrücken aus der Studienzeit. Aus diesem Pool an Meinungen ergibt sich zum Teil heute noch ein für mich stimmiges Gesamtbild von musikbezogenem Handeln.

Annika: Glücklicherweise ist die Studienzeit lang genug, dass man auch mal Irrwege nehmen und sich neu orientieren kann. Glücklicherweise ist auch das menschliche Hirn so strukturiert, dass man sich Jahre später an Details erinnert, die in dem Moment nicht wichtig schienen, im Nachhinein aber eine ganz neue Bedeutung gewinnen können. Gedanklich studiere ich immer noch weiter, obwohl ich meinen Abschluss schon längst gemacht habe. Vor allem die Haltung der Persönlichkeiten, denen ich begegnet bin, haben mich geprägt.

Leonore: Es geht mir ähnlich: Selbst jetzt, vier Jahre nach dem Abschluss erinnere ich mich an einige Details aus den Seminaren und habe den Eindruck, die Inhalte mit zunehmender Berufserfahrung kontinuierlich tiefer zu durchdringen. Rückblickend hätte ich es als hilfreich empfunden, begleitend zum Berufseinstieg eine beispielsweise vierteljährliche Austauschrunde zu haben, um dort aus der Praxiserfahrung heraus konkrete Schwierigkeiten und Probleme besprechen zu können.

Andreas: Wir in unserem Kreis könnten so ein Format ja einfach einmal ausprobieren: Wir laden alle Ehemaligen des Masterstudienganges Musikpädagogik zu einer zunächst monatlich, dann vielleicht vierteljährlich stattfindenden Zoom-Konferenz ein, bei der jede genau die beruflichen Themen ansprechen und mit den anderen diskutieren kann, die ihr gerade auf dem Herzen liegen. Das wäre dann zwar

immer noch eine zusätzlich zum Beruf anfallende zeitliche Belastung (also nichts, was man *innerhalb* der Erwerbsarbeitszeit machen könnte), aber es gäbe zumindest ein regelmäßiges Forum – ein unvollkommener erster Schritt sozusagen. Was haltet ihr von diesem Vorschlag?

Annika: Gerne! Wir könnten jedes Mal ein anderes Schwerpunktthema wählen.

Laura: Sehr gerne!

Leonore: Das ist ein toller Vorschlag, da wäre ich sofort mit dabei! Was den zusätzlichen Zeitaufwand angeht, hast du zwar recht. Jedoch beobachte ich momentan an mir selbst, wie viel Energie mir unser Schreibexperiment gibt und wieviel Freude es mir bereitet, sodass ich sehr gerne bereit bin, diese Zeit zu investieren.

Cordula: Unbedingt – ich wäre auch sofort mit dabei! Neue Anregungen und der Austausch sind wirklich wohltuend. Ich brauche das!

Sinnstiftendes Arbeiten

Miriam: In meiner Arbeit empfinde ich unter anderem die Betreuung der Praktikanten von der Musikhochschule als sinnstiftend. Da erlebe ich mich als eine wichtige Schnittstelle zwischen Hochschule und Praxiswelt, an der ich genau die methodischen Erfahrungen weitergeben kann, die ich selbst gemacht habe (und die ich mir teilweise mühsam selbst erarbeiten musste).

Leonore: Für ein sinnstiftendes Arbeiten wünsche ich mir, dass jeder Verantwortung ergreift für eine wirkliche *Lerngemeinschaft*, in der man sich auf Augenhöhe begegnet, sich gegenseitig unterstützt und inspiriert. Am Herzen liegt mir vor allem eine kritische Auseinandersetzung mit Traditionen und deren Zeitgemäßheit. Deshalb möchte ich jeden dazu eingeladen, die aktuellen Bedingungen regelmäßig zu hinterfragen und zu überprüfen, sodass sowohl die Gemeinschaft als auch die einzelnen Menschen darin sich ständig entwickeln und verändern können. Zu diesem Zweck wünsche ich mir die Verständigung auf einen gemeinsamen Wertekodex, der die Lerngemeinschaft trägt.

Annika: Ich wünsche mir schlicht, dass man die Menschen selbst fragt, was ihre Prämissen für ein sinnstiftendes Arbeiten sind.

Andreas: Ja, und ihnen dann auch die Freiheit gibt, dementsprechend zu handeln. Oder?

Annika: Auf jeden Fall. Aber Fragen sind immer der erste Schritt.

Leonore: Und was passiert dann mit den Antworten? Was ist die Konsequenz? Reicht es, dass jeder für sich Prämissen für sinnstiftendes Arbeiten formuliert und die Freiheit bekommt, dementsprechend zu handeln? Oder sollten sich die Menschen auf etwas Gemeinsames verständigen?

Annika: Viele anregende best practice-Beispiele und verschiedenste Hinweise, wie sinnstiftendes Arbeiten in einer Organisation gefördert werden kann, finden sich in Frédéric Laloux' Buch *Reinventing Organizations* (2014, München: Verlag Franz Vahlen). Die Organisationen, die Laloux dort vorstellt, basieren auf dem sogenannten integral-evolutionären Paradigma. Er beschreibt dies mit folgenden Worten: "In der integralen evolutionären Perspektive wechseln wir von äußeren [z.B. Geld, Macht, Status, Anmerkung d. Autorin] zu *inneren* Maßstäben für unsere Entscheidungsfindung. Hier beschäftigt uns die Frage der inneren Stimmigkeit: *Erscheint mir diese Entscheidung richtig zu sein? Bleibe ich mir selbst treu? Stimmt es mit dem überein, was ich als die Richtung meiner Entwicklung sehe? Bin ich von Nutzen für die Welt?*" (44). Organisationen, die solcherlei Fragen als Grundgedanken verankert haben, regen ihre Mitarbeitenden dazu an, nach Integrität und ganzheitlicher Erfüllung bei der Arbeit

sowie einem guten Leben im Allgemeinen zu streben. Folge – aber nicht Ziel! – eines so ausgerichteten Handelns können schließlich Erfolg, Wohlstand und Anerkennung sein (vgl. 45).

Die Strukturen integral-evolutionärer Organisationen sind geprägt von der Selbstführung der Mitarbeitenden in Teams (vgl. 63 f., 142 f.). Das bedeutet beispielsweise, dass ein Team selbst dafür verantwortlich ist, die anfallende Arbeit eigenständig auf alle Teammitglieder zu verteilen, verschiedene Aufgaben zu koordinieren und zu entscheiden, ob noch mehr Arbeit angenommen werden kann und soll. Statt starrer Stellenbeschreibungen werden Rollen festgelegt, die jede/r nach Übereinkunft mit den TeamkollegInnen annehmen oder wieder ablegen kann. Wichtige Beschlüsse können entweder von Einzelpersonen auf Basis eines Beratungsprozesses oder vom Kollektiv mit Hilfe bestimmter Entscheidungsfindungsstrategien getroffen werden. Zu diesem Zweck werden nicht nur alle innerbetrieblich verfügbaren Informationen jederzeit allen Mitarbeitenden zugänglich gemacht, sondern alle Personen haben auch die Möglichkeit und das Recht, nach einer Entscheidungsfindung die zur Umsetzung nötigen Investitionen zu tätigen. Tauchen Konflikte auf, so gibt es formale Lösungsprozesse, die – oft mehrstufig – auf Deeskalation und die Wahrung persönlicher Diskretion ausgelegt sind. Bei der Evaluation von Leistung liegt der Fokus dann entsprechend auf dem Team, ergänzend dazu gibt es auch kollegiale Beratungsprozesse für Einzelne. Nicht zuletzt ermöglichen viele integral-evolutionäre Organisationen ihren Mitarbeitenden sogar, die Höhe ihrer Vergütung selbst festzulegen. Typisches Resultat sind geringe Einkommensunterschiede zwischen KollegInnen sowie Anteile an Gewinnausschüttungen für alle (vgl. 142 f.).

Um diese komplexen Prozesse und Strukturen zu ermöglichen und zu unterstützen, schulen viele integral-evolutionäre Organisationen ihre Mitarbeitenden darin, zunehmend feinere Beziehungs- und Verhaltensmuster zu entwickeln und sich in individueller sowie kollektiver Selbstreflexion zu üben (vgl. 155 ff.). Die dafür gewählten Formate sind sehr unterschiedlich und reichen von Gruppencoachings und Supervision bis hin zu Wertetagen, kollegialer Beratung und firmenöffentlichem Storytelling. Gemeinsam ist ihnen allen, dass Organisationen damit eine Kultur des konstruktiven Austauschs, des Miteinanders und der gegenseitigen Wertschätzung fördern. So können die Mitarbeitenden ihre Arbeit, die einen so großen Teil ihres Lebens ausmacht, als sinnstiftend erleben und gestalten.

Lars: Ich möchte noch zwei mir wichtig erscheinende Punkte ergänzen. Zum einen funktionieren diese Ideen nur, wenn sie von Menschen im Arbeitsalltag vorgelebt werden. Ich meine mich zu erinnern, dass die Entwicklung von einer hierarchischen zu einer integral-evolutionären Struktur von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, wenn insbesondere die oberste Ebene – gegebenenfalls auch unbewusst – noch nicht bereit für diese Veränderung ist. Ohne die Akzeptanz und das Vorbild der (ehemaligen) Vorgesetzten ist es Angestellten bei bestem Willen nicht möglich, neue Strukturen zu implementieren. Zum anderen verändert sich aufgrund der Fokussierung auf die Menschen und ihre Zusammenschlüsse in Teams das Bewerbungsverfahren und der Auswahlprozess neuer Mitarbeiter.

Annika: Das stimmt. Statt einer Personalabteilung führen die jeweiligen Teammitglieder den Auswahlprozess durch und treffen auch die Entscheidung über eine mögliche Neueinstellung (vgl. Laloux 2014, 176-179). Mit den Bewerbungsgesprächen einher geht außerdem eine ausführliche Vorstellung der Unternehmenswerte, -strukturen und -gepflogenheiten, sodass die BewerberInnen vorab Gelegenheit bekommen zu überlegen, ob sie wirklich in einer solchen Umgebung arbeiten möchten. Vielfach erfolgt bei Antritt der neuen Arbeitsstelle ein ausführlicher Onboarding-Prozess, der es den Newbies ermöglicht, in die Strukturen der Organisation hineinzuwachsen und ihre eigene Rolle im Unternehmen zu finden. Oft ist diese erste Phase durchzogen von Coachings, Gesprächen und intensiven Reflexionsphasen.

Für ein sinnerfülltes lebenslanges Lernen

Leonore: Anknüpfend an die Gedanken von Cordula und Andreas im Abschnitt “Positiver Praxisschock” möchte ich euch an dieser Stelle unseres Austausches gerne dazu einladen, Visionen zu formulieren.

Ich persönlich wünsche mir eine Veränderung hin zum *herzbasierten Lernen*, nicht nur meinen Berufsalltag, sondern auch viele andere Bereiche unserer Bildungslandschaft betreffend. Den Begriff formulierte Christina von Dreien in ihrem Buch *Christina. Bewusstsein schafft Frieden* (2019, Govinda-Verlag, S. 137ff.). Darunter verstehe ich Lernangebote und Lernbegleitungen, die Kindern ermöglichen, ihrer eigenen Begeisterung und Neugier zu folgen und sie somit individuell in die Lage versetzen, ihre Potentiale zu entfalten. Dazu gehört auch, dass Kinder wie Erwachsene sich in ihrem Lernen und Wirken mehr durch ihr Herz leiten lassen dürfen und nicht – wie momentan in vielen Bildungseinrichtungen – ausschließlich vom Verstand.

Vor meinem inneren Auge entsteht deshalb eine Art Lerncampus, in dem es viele Lernräume mit vielen unterschiedlichen Lernangeboten gibt, die von „Lehrern“ betreut werden und für alle Menschen frei zugänglich sind. Altersbeschränkungen für Lernräume, Lernende oder Lehrende existieren nicht. Alle Menschen dürfen frei darüber entscheiden, welches Angebot sie wann, in welcher Intensität, ob alleine oder in der Gruppe nutzen möchten.

Der Geist meines Lerncampus' ist geprägt von Lebensfreude, Begeisterung, Neugier und Verspieltheit, sowie von Vertrauen, das sich zum einen durch die Freiheit des selbstbestimmten Lernens äußert und das zum anderen den Lehrpersonen entgegen gebracht wird, die ihre Berufung in der Lernbegleitung verwirklichen. In dieser Umgebung können sich Kinder zu selbstbestimmten und selbst denkenden Menschen entwickeln. So sind sie gewappnet für die Herausforderungen, die das Leben für sie bereithält und können sich lösungsorientiert in die Gesellschaft einbringen.

Insbesondere der Beschäftigung mit Musik möchte ich hierfür eine besondere Bedeutung zusprechen. Sie kann sich positiv auf die individuelle Entfaltung, das Ausdrücken von Lebensfreude und Kreativität sowie die Kommunikation auf unterschiedlichen Ebenen auswirken. Ihr ganzes Potential entfaltet sie besonders dann, wenn die Beschäftigung von Herzen kommt.

Immer, wenn ich in diesen utopischen Raum meines Lerncampus' eintauche, entsteht in mir der Wunsch, innerhalb des Campus mindestens einen musikalischen Lernraum anzubieten.

Annika: Liebe Leo, ich frage mich beim Lesen, ob sich deine Fantasie auf Schule, Musikschule und/oder Privatschule bezieht und inwiefern sich diese aktuell bestehenden Kategorien in deiner Zukunftsvision auflösen, vermischen, ablösen oder gegenseitig ergänzen?

Leonore: Meine Idee vom Lerncampus bezieht sich auf alle Bereiche, in denen Lernen stattfindet. Für mich muss es für unterschiedliche Disziplinen nicht jeweils eigene Gebäude geben, deswegen habe ich es bewusst offen formuliert. Ich versuche trotzdem eine Konkretisierung: Am Anfang stehen die Menschen (z.B. innerhalb einer Kommune), die sich dazu entscheiden, einen Lerncampus im Geiste des herzbasierten Lernens aufzubauen. Der Campus wird als offenes, kostenloses Angebot von der Kommune getragen. Es handelt sich dabei um eine Art Gemeinschaftsprojekt à la „Um ein Kind großzuziehen, braucht es ein ganzes Dorf“. Ich stelle mir vor, dass sich daraufhin Pädagogen, Experten, Forscher und alle Menschen, die Lernangebote anbieten wollen, gemeinsam überlegen, wie geeignete Lernräume geschaffen werden können, wo sie aber auch schon quasi natürlich existieren. Dazu gibt es aktuell bereits viele Vorschläge, die teilweise an freien Schulen auch umgesetzt werden. Denkbar sind unterschiedliche Lösungen: Vielleicht entsteht ein Campus mit speziell ausgestatteten Räumen, vielleicht entstehen aber auch über die ganze Kommune verteilt Lernangebote, weil ein Bauernhof mitmacht, ein Schreiner seine Werkstatt oder ein Architekt sein Büro öffnet.

Cordula: Gerade beim Lesen deines Abschnittes Leo, fiel mir ein, dass es ein Ferienprogramm hier in München gibt, das genau diese Ideen beinhaltet. Es nennt sich *Mini-München – Die Spielstadt für Kinder und Jugendliche*. Dabei geht es darum, Kinder und Jugendliche eine Lebensform ausprobieren zu lassen, in der sie sich selbstbestimmt und eigenverantwortlich ihren Interessen widmen können und dabei lernen, sich selbst zu organisieren und über den Tellerrand hinaus zu schauen. Das Komische bzw. in unserem Kontext Seltsame daran ist, dass es eben ein Ferien-Kinderspiel-Programm und nicht das „echte Leben“ ist. Was aber wäre, wenn nachhaltiges Lernen genau so funktioniert und das Spiel letztlich viel besser auf das weitere Leben vorbereitet?! Wenn man dem Spielen der Kinder eine so wichtige Bedeutung zukommen lässt, sollte man sich als Konsequenz dann auch die Frage stellen, ob

die Wichtigkeit des Spielens in anderen Teilen unserer Kultur und Gesellschaft verloren gegangen ist. Könnte das Spiel nicht ein Schlüssel zu einem sinnerfüllten lebenslangen Lernen sein?

Leonore: Da würde ich dir sofort zustimmen, liebe Cordula. Dann würde aus dem "Ernst des Lebens" das "Spiel des Lebens" werden. Es ist doch auch an deinem Beispiel der *Spielstadt München* wieder spannend zu sehen, dass andersartige Konzepte existieren, diese aber eben nur dann stattfinden, wenn das "richtige Lernen" Pause hat. Fast so, als würden zwei Welten abwechselnd nebeneinander existieren, in die man sich jeweils einklinken kann, die aber ansonsten kaum Berührungspunkte zueinander haben.

Dürfen wir uns vielleicht einfach mehr trauen, die Ernsthaftigkeit des "Spiel des Lebens" wahrzunehmen, und uns gleichzeitig zugestehen, das Leben wieder leichter oder auch verspielter zu nehmen?

Annika: Als alte Pragmatikerin möchte ich nicht unbedingt eine neue Vision formulieren, sondern gerne mehreren Fragen nachgehen, versehen mit einer herzlichen Einladung zum Mitdenken und Mitdiskutieren:

1. An und für sich sind diese Gedanken des – nennen wir es herzbasierten Lernens – ja nicht neu. Mich fasziniert aber, dass es so viele Begriffe für ein und dieselbe Idee gibt, die sich vielleicht mit dem Satz "Lasst die SchülerInnen selbst entscheiden, was sie lernen wollen!" zusammenfassen lassen. Etwas Sperriges scheint an der Idee dran zu sein, das es schwer macht, sie in Worte zu fassen, die so allgemein verständlich und im Kern auch konsensfähig sind, dass man sie nicht immer wieder neu "erfinden" müsste. Was ist das?

2. Weiterhin frage ich mich, warum es so schwierig ist, diese Idee – die ja bereits im letzten Jahrhundert (immerhin auch schon wieder 20 bis 120 Jahre her!) einigen Anklang fand – in die Tat umzusetzen. Oder ist es das vielleicht gar nicht? Wenn nicht, warum passiert das nicht öfter? Oder können/wollen wir uns vielleicht nicht darauf einigen? Falls ja, warum?

3. Wo wird die Idee in mehr oder weniger starker Ausprägung schon umgesetzt? Und wie könnte man diese bereits bestehenden Umsetzungen stärker unterstützen?

Als eine "milde" Variante wäre der schülerorientierte bzw. schülerzentrierte Unterricht an Schulen zu nennen, der beispielsweise in handlungsorientierten Konzepten wie der Projektarbeit bereits eingebettet ist. SchülerInnen haben dabei die Möglichkeit, sich in einem Fach oder Fächerverbund mit einem selbstgewählten Thema auseinanderzusetzen. Allerdings sind der Freiheit dabei insofern Grenzen gesetzt, als die Schulpflicht es einem nicht ermöglicht, konsequent dem eigenen Interesse nachzugehen, denn die Option, auf ganze Fächer oder auch nur einzelne obligatorische Themen darin zu verzichten, besteht nicht. Über die Qualität und Wirkkraft der Umsetzung kann man also diskutieren, aber die Idee existiert trotzdem bereits.

Eine wesentlich radikalere Umsetzung sehe ich an vielen Schulen in freier Trägerschaft, wie z.B. demokratischen Schulen. Diese geben den Lernenden die Möglichkeit, sich nicht nur mit dem aktuellen eigenen Herzensthema zu befassen, sondern auch, alles andere dafür außer Acht zu lassen beziehungsweise es mithilfe einer gehörigen Portion Langeweile überhaupt erst zu entdecken. Dem setzen meistens die formalen Abschlussprüfungen (häufig in Gestalt von Schulfremdenprüfungen) ein Ende, allerdings auch nur insofern, als jemand vielleicht durchfällt und die Prüfung wiederholen muss, weil er/sie sich aus Prüfungsperspektive für das "falsche" Thema entschieden hatte.

Das sind nun beides keine musikspezifischen Institutionen und auch die "Mitte" des Spektrums fehlt, aber vielleicht fällt euch ja noch mehr dazu ein.

Leonore: Zu 2): Sehr spannend! Wahrscheinlich sind das die entscheidenden Fragen. Sie können aber nur gemeinsam von allen beantwortet werden, denn sie betreffen fast alle Lebensbereiche. Letztendlich geht es doch um die Frage "Wie wollen wir leben?", und zwar als Individuen *und* als Gesellschaft. Individuell darf sich jeder die Frage selbst beantworten, ich würde sogar behaupten, muss sie sich selbst beantworten, um im nächsten Schritt für die Gemeinschaft an einer Art Grundsatzklärung

mitwirken zu können. Die Herausforderung besteht natürlich darin, wie man zu einem für alle zufriedenstellenden Ergebnis kommt. Dazu gibt es aber auch schon einige interessante Ideen.

Annika: Du hast bestimmt Recht, aber meine Frage bleibt: Warum ist es denn so schwer, bei dieser Idee zu einem Konsens zu kommen? Die Idee klingt doch attraktiv (zumindest für mich). Warum tut sie das für manch anderen nicht?

Leonore: Ich finde, die Frage ist schwer zu beantworten, aber sie gefällt mir, weil sie den Finger in die Wunde legt. Zunächst einmal könnte ich mir vorstellen, dass die Idee durchaus von vielen Menschen als attraktiv empfunden wird. Leider habe ich oft den Eindruck, dass viele Bereiche unseres Lebens von Macht- und Geldstrukturen beeinflusst und beengt sind. Eventuell könnte es leichter werden, sich auf etwas zu einigen, wenn Geld keine Rolle mehr spielt, weil jeder genug hat oder die Grundversorgung kostenlos ist. Auch könnte es wichtig sein, dass man sich zu einem gewissen Grad als selbstbestimmt und (selbst-)wirksam erlebt und sich nicht als ohnmächtig den Umständen oder einer bestimmten Personengruppe (Vorgesetzte, Regierung etc.) gegenüber empfindet.

Annika: Ich vermute mal, dass auch das eigene Erleben und Reflektieren von Lernprozessen eine große Rolle spielt. Wer selbstbestimmtes Lernen nie erfahren hat und es daher – wenn es sich ereignet – nicht als solches erkennt, sondern Lernen immer formalen Institutionen zuschreibt oder als Folge von direkter Instruktion betrachtet, wird sich mit der Idee vermutlich schwer tun.

Eine kleine Anekdote: Vor einigen Jahren habe ich ein mehrwöchiges Praktikum an einer demokratischen Schule in Berlin gemacht, deren oberstes Lernprinzip das der Selbstbestimmung war. Weil dort jegliche Aktivität als mögliche Lernchance betrachtet wird, ist es den Kindern freigestellt, wie sie ihren Tag gestalten wollen, ob sie beispielsweise ein Buch lesen, Fußball spielen, Computerspiele zocken, nach draußen gehen oder mit Freunden plaudern möchten. Nach meiner Rückkehr aus Berlin habe ich den Mitgliedern eines von mir geleiteten Ensembles davon erzählt und ihnen eine offene Fragerunde zum Thema angeboten. Einige wenige positive Reaktionen waren Kommentare wie "So etwas hab' ich ja noch nie gehört", "Interessant!" oder "Für manch einen ist das vielleicht genau das Richtige". Das Gros der Ensemblemitglieder bildete jedoch fein säuberlich das gesamte Spektrum an Empörungsreaktionen ab, von "Da gibt's keinen richtigen Unterricht?", "Also ich hätte dort nichts gelernt!", über "Und was passiert, wenn sich die Kinder nach der Schulzeit in der harten Realität wiederfinden?", "Das ist doch gar keine richtige Schule!", "Dass so etwas in Deutschland erlaubt ist!" bis hin zu "Würdest du etwa dein Kind dorthin schicken?! [Subtext: Rabenmutter!]". Die Stimmung schaukelte sich blitzschnell hoch, viele dieser Phrasen wurden vor lauter Empörung geradezu herausgeblökt. Und obwohl keine der anwesenden Personen oder deren Kinder auch nur ansatzweise Erfahrungen mit dieser Schulform gemacht hatten, war es vielen dieser erwachsenen Menschen nicht mehr möglich, meine Erzählungen auf sachlicher Ebene zu diskutieren. Es ging so weit, dass ich ob der ganzen Ungehaltenheit irgendwann einfach nicht mehr anders konnte, als laut loszuprusten.

Was ich von diesem Erlebnis gelernt habe, ist, wie unendlich tief der Glaube an staatliche Institutionen, an traditionelle Rollen von Lernenden und Lehrenden und an das Bild vom faulen, unselbständigen, desinteressierten Schüler sitzt. Auch sieht man, dass eigene Lernprozesse – und insbesondere die außerhalb von formalen Bildungsinstitutionen – kaum reflektiert und als solche erkannt, geschweige denn wertgeschätzt werden. Hierin liegt meines Erachtens ein großes Versäumnis, aber vielleicht auch eine große Chance, denn der Mensch ist ja bekanntlich ein Gewohnheitstier und das könnte sich als nützlich erweisen: Wenn man es schaffen würde, dass Menschen von klein auf in ihrem selbstgesteuerten Lernen ermutigt würden, wenn sie darin unterstützt würden, ihre eigenen Potentiale und auch ihre Leistungen zu erkennen und zu reflektieren, könnte sich das Konzept vielleicht verselbstständigen. Dann könnten zukünftige Lehrende (wenn es sie in der Form dann überhaupt noch gibt) so lehren, wie sie selbst gelernt haben – nämlich indem sie Selbstbestimmung gewährleisten und fördern.

Möglichkeitsdenken fördern

Annika: Ich wünsche mir, besser in Möglichkeitsräumen denken und mich gedanklich leichter von dem lösen zu können, was ist, um tiefer zu explorieren, was sein könnte. Und ich wünsche mir Gleichgesinnte, die mit mir Gedanken spinnen und zunehmend die Angst davor verlieren, die Realität zu verlassen. Ich würde mich sehr über Vorschläge freuen, wie man dieses Denken üben kann.

Leonore: Was hieltest du von einer Art Weiterführung des Literaturseminars aus dem Studium? Das Seminar habe ich als so einen Explorationsraum empfunden, wie du ihn beschreibst. Man könnte Texte, Interviews, Schulkonzepte und Lernansätze, die man besonders inspirierend findet, gemeinsam mit Gleichgesinnten besprechen und sie als Ausgangspunkt nehmen, um weiterführende Ideen und Gedanken zu entwickeln.

Annika: Sehr gerne!

Postludium: Was kann ein Praxischock noch sein?

- *Andreas:* Etwas äußerst Positives, denn würde es den Praxischock nicht geben, hieße dies, dass der freie Bildungsraum Hochschule ein bloß funktionaler Ausbildungsraum gewesen ist.
- *Laura und Annika:* Der Wunsch nach Vertrautem, Routine und (vermeintliche) Sicherheit durch Rückbesinnung auf Bekanntes.
- *Andreas:* Ein überwältigendes Hochgefühl, das sich einstellt, weil sich völlig neue, inspirierende Möglichkeitsräume auftun, von denen man vorher nicht ansatzweise wusste, dass es sie gibt.
- *Laura und Annika:* Der Wandel von einer Wirklichkeit in eine neue, unumkehrbare Realität.
- *Leonore:* Eine Neuorientierung.
- *Laura:* Ein Anlass zum Hinterfragen, Träumen, Reflektieren, Integrieren, Adaptieren, Spekulieren, Verwerfen, Annehmen und Neudenken.

Coda: Zum Prozess unseres Online-Schreibgespräches

Annika: Mich hat fasziniert, wie schnell wir von kleinen Einzelheiten auf große Konzepte gekommen sind. Es ging erstaunlich wenig um einzelne Momentaufnahmen oder biografische Anekdoten, von denen ich anfangs wesentlich mehr erwartet hätte, sondern bewegte sich auffällig oft direkt auf das Aushandeln zugrundeliegender Ideen zu. Gelegentlich war es eine Herausforderung, die Konzepte sprachlich zu fassen und festzustellen, ob wir dieselben Ideen meinen oder ob es weiterer Diskussion bedarf.

Cordula: Für mich war es zum einen spannend zu sehen, in welche Bereiche es jeden einzelnen nach dem Studium geführt hat, und zum anderen interessant wahrzunehmen, wie uns trotz unterschiedlicher Tätigkeiten und Arbeitsfelder ähnliche Visionen und Gedanken vereinen und zum eigenen Nachdenken anregen.

Andreas: Ich finde es toll, was für unterschiedliche Eindrücke und Erfahrungen wir zusammengetragen und ausgetauscht haben, und dass der Prozess als ein experimentelles Schreib-Setting angelegt war. Spannend!

Leonore: Extrem spannender und anregender Austausch, der mich auch in meiner Freizeit gedanklich weiter begleitet hat. Das hat Spaß gemacht und dazu geführt, dass ich meinen beruflichen Status quo momentan intensiv reflektiere. Danke! :-)

Laura: Ein intensiver Meinungs austausch in einem eigentlich indirekten (weil schriftlich!) und zugleich interaktiven Setting. Ich möchte mehr davon!

Lars: Es war für mich sehr spannend zu erleben, wie eigene unerkannte, gedankliche Potentiale von den anderen beim Schreiben aufgegriffen und weiterentwickelt wurden. So entstand tatsächlich nicht nur ein Austausch von Erfahrungen, sondern eine reflexive Weiterentwicklung von Ideen. Außerdem war mein Highlight, euch beim Schreiben und Formulieren "über die Schulter zu schauen".

Die Autorinnen und Autoren

- Laura Bollack arbeitet als Gymnasiallehrerin (Musik, Mathematik) und unterrichtet die Fächer Jazzgesang und Schulpraktisches Klavierspiel an der Hochschule für Musik Freiburg.
- Miriam Büttner arbeitet als Klavierlehrerin an der Musikschule Freiburg sowie als freischaffende Geigenlehrerin und Kammermusikerin in und um Freiburg.
- Andreas Doerne ist Professor für Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Freiburg.
- Annika Endres ist Musikpädagogin an der Hochschule für Musik Freiburg, unterrichtet Klavier und Schulpraktisches Klavierspiel an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und arbeitet als Lehrkraft an der Privaten Fachschule für Sozialpädagogik Freiburg (Musik, Englisch).
- Cordula Fels-Puia arbeitet als Musikpädagogin in der Abteilung für Musikvermittlung der Münchner Philharmoniker.
- Leonore Gäbel ist freischaffende Musikerin und Klavierpädagogin in Freiburg.
- Lars Ponath arbeitet als Musikpädagoge an den Musikschulen Waldkirch und Freiburg.